

Bianca Boer

Drei Geschichten

Aus dem Niederländischen von Gregor Seferens

1

Trost und der Duft von Kaffee

Der Fernseher tauchte das Zimmer in eine blaue Glut, den Vorhängen verlieh er einen mattblauen Glanz, den Kaffeetassen und Untertassen einen hellen Schimmer, und den Sessel hüllte er in einen Dunst. Der lagerte sich in den Furchen um ihren Mund, in den Falten auf ihrer Stirn ab.

Die Füße der Frau lagen auf dem weich gepolsterten Hocker. Ihre Pantoffel standen darunter, ordentlich nebeneinander. Das Blau krallte sich in ihre Strümpfe, kauerte sich in die dunklen Stellen zwischen ihren Zehen.

Es wurde Abend. Die alte Frau hatte noch keine Lampe angemacht. Sie bemerkte die Dämmerung nicht. Je dunkler es wurde, umso weiter breitete sich das Blau im Zimmer aus. Es war schon bei den Bilderrahmen angekommen. Neben ihren Füßen lag die Fernbedienung. Ihr Rücken knackte, als sie sich nach vorn beugte.

„Schau, Vati, es fängt an. Dein Kaffee wird kalt.“ Auf dem Tisch standen zwei dampfende Tassen.

Die Anfangsmusik der Soap wurde leiser. Da war Marian. Gestern hatte Marian berichtet, dass sie ein Kind gehabt hatte. Es war gestorben, vor langer Zeit. Die meisten Leute in der Serie hatten sie später kennen gelernt, nachdem das Kind gestorben war.

Da ging es heute weiter.

„Das sind Dinge, über die zu reden einem nicht leicht fällt“, sagte Marian.

Die alte Frau sah, wie Marians blonde Freundin sich die Hand auf den Mund legte. Das sei doch unvorstellbar, sagte sie, dass man das eigene Kind überlebte. Dass sie nicht einmal gewusst habe, dass Marian Mutter war. Ob es ein Junge oder Mädchen war?

„Es geht nie vorbei.“

Die alte Frau hatte die Soap früher nie so genau verfolgt, aber das rührte sie.

„Hörst du's, Vati? Genau so ist es, darüber spricht man nicht.“

Für die Außenwelt hatten sie nur eine Tochter. Aber vor neunundfünfzig Jahren, im letzten Kriegsjahr, da hatten sie einen Sohn bekommen, mit allem Drum und Dran. Er war ihr erstes Kind. Sein ganzer Körper war mit Flaum bedeckt, wie mit einem weichen Fell. Seine Augenlider waren verklebt, und er hatte winzige Wimpern. Seine Hände waren zu Fäusten geballt. Er hatte sich wie ein Raupe zusammengerollt. Nur eine Sache war nicht in Ordnung, er atmete nicht. Damals konnte man nicht so

helfen wie heute.

Vati wusste es, und ihre Tochter auch, weil sie noch jedes Jahr zu seinem Grab gingen. Sonst keiner. Und jetzt erzählte Marian das. Es war ein Schock für die alte Frau.

Auf dem Schränkchen, unter dem Gemälde mit dem Hafen und den Segelschiffen, standen Fotos. Sie nahm sie der Reihe nach in die Hand und wischte sie mit dem Staubtuch ab. Es waren viele. Vati war darauf oft zu sehen. In allen Phasen ihres Lebens. Ihr Hochzeitstag, ein graues Foto, zwei junge Menschen neben einem Fahrrad, am Lenker einen Blumenstrauß. Das Kleid, das sie trug, war geliehen, im Krieg fehlte es an allem. Vati, groß und stark, mit ihrer Tochter auf dem Arm, das Kind trug einen Pullover aus aufgeribbelter Wolle. Der erste Urlaub, im Sommer 54. Ihr Mädchen, die dünnen Beine hingen über dem Rand des Schwimmbads auf dem Campingplatz, Vati ein nasser Kopf im Wasser. Erst als Farbbilder aufkamen und fotografieren billiger wurde, gab es Schnappschüsse, auf denen Vati nicht in Pose stand, wo er in einem unerwarteten Moment geknipst worden war. Ein Foto gab's, das zeigte ihn von hinten beim Angeln. Er trug seine braune Mütze und ein Anglerhemd. Seine Wirbelsäule warf eine regelmäßige Reihe von Schatten, von seinem Nacken nach unten, wie das Skelett eines Sauriers im Museum. Sie erkannte seinen Rücken immer, manchmal ist ein Rücken wie ein Fingerabdruck. Seine breiten Schultern, seine Schulterblätter, deren Umrisse zu sehen waren, seine Oberarme, die immer noch kräftig aussahen.

Seine Taille hatte sie so oft umschlungen, dass die Geste immer noch in ihren Armen steckte. Manchmal ertappte sie sich dabei, dass sie mit geschlossenen Augen in dieser Körperhaltung mitten im Zimmer stand.

Sie berührte alle Bilderrahmen kurz. Bei manchen lächelte sie. Sie achtete darauf, das sie an genau derselben Stelle stehen blieben. Selbst wenn sie alle Fotos wegnahm, blieb es die Stelle, wo sie gestanden hatten. Wo sie hingehörten. So war es.

Als sie mit Staubwischen fertig war, holte sie den Staubsauger aus der Abstellkammer. Es handelte sich um ein altmodisches Modell mit einer Metallstange und quietschenden Lenkrollen. Kurz bevor Vati in Pension ging, war das Gerät bereits veraltet, aber es war ein Qualitätsprodukt. In der Abstellkammer stand noch einer im Karton. Der neue Inhaber ihres Elektrogeschäfts hatte ihn nicht übernehmen wollen. Hinter dem Staubsauger standen drei identische Fernsehgeräte, ebenfalls noch in Kartons. Im Regal fünf Küchenwaagen.

Im ganzen Haus fand man hier und da Dinge, die früher in ihrem Laden gestanden hatten. In regelmäßigen Abständen versuchte ihre Tochter sie dazu zu überreden, den alten Krempel wegzuschmeißen. Sie brachte es nicht übers Herz.

Sie fuhr den Staubsauger ins Wohnzimmer. Das Licht war anders, und sie bemerkte, dass die Lampe über dem Tisch kaputt war. Das war eine Aufgabe für ihn. Sie legte eine Vierzig-Watt-Birne bereit.

Die alte Frau schob ihre Pantoffel nebeneinander unter den Hocker und hob die Füße auf das weiche

Kissen. Die Nachrichten waren gerade zu Ende, der Wettermann kündigte Regen an. Vati sah sich gern den Wetterbericht an, darum schaltete sie noch nicht um. Zu der Zeit, als sie den Garten noch hatten, erzählte er ihr, was das Wetter für die Pflanzen bedeutete. „Grünkohl wird durch ein wenig Frost noch leckerer“, sagte er dann. Oder: „Rosenkohl darf nicht zu schnell wachsen. Eine Weile solch ein Wetter tut ihm gut.“ Dann rieb er sich die Hände. Manchmal redete er mit dem Wettermann: „Radieschen, das sind vornehme Fräulein, denk dran.“

Sie nahm ihre Kaffeetasse und legte die Fernbedienung bereit. Es war schön warm im Zimmer. Das war im Krieg anders. „Es gibt nicht ärmlischeres als Kälte, stimmt’s, Vati?“ Sie schob die Füße übereinander, und ihre Nylonstrumpfhose knisterte kurz aufgrund von elektrostatischer Ladung. Für übermorgen sagte der Wettermann auch schlechtes Wetter voraus. Starker Regen. Mit einem Druck auf den Knopf schaltete sie zu Marian um.

In Unterwäsche stand die alte Frau vor dem Kleiderschrank in ihrem Schlafzimmer. Ihr Kleid hing über dem Stuhl neben dem Bett. Sie betrachtete sich selbst im Spiegel auf der Innenseite der Schranktür. Die Haut an ihrem Hals war schlaffer geworden. Sie zog daran. Weich und locker, sie ließ sich mit den Jahren immer weiter ziehen, bevor es wehtat. Sie hatte abgenommen. Unter ihren Schlüsselbeinen hatte sie Schatten. Grübchen befanden sich dort. Ihre Haut war durchscheinend weiß. Ihre Brüste waren beinahe verschwunden. Licht von oben ist für niemanden vorteilhaft, doch sie erschrak über ihre knochige Brust. Früher war der Raum zwischen ihren Rippen mit weichem Fett gefüllt gewesen. Vati liebte das. Nun hatte sie keine Taille mehr. Sie nahm die Haut und rollte sie zwischen ihren Fingerspitzen. Ihre Beine waren mager, genau wie ihr Hintern. Seltsam eigentlich, wie man sich verändert, während man sich selbst nicht anders sieht.

Einem plötzlichen Impuls folgend, drehte sie sich um, so dass sie mit dem Rücken zum Spiegel stand. Sie legte die Arme um ihre Taille und schaute über die Schulter in den Spiegel. Nun sah es so aus, als umarmte sie jemand. Sie fuhr mit den Händen auf und ab, streichelte sich sanft. Sie wiegte sich hin und her, summte eine Melodie aus der Zeit kurz nach dem Krieg. Sie wusste nicht, dass sie die noch kannte.

Lächelnd schlug sie die Bettdecke zurück und suchte nach ihrem Nachthemd. Während es über ihren Kopf glitt, fiel ihr etwas ein. Sie öffnete seine Schrankseite und begann, zwischen den Pullovern zu suchen, die alle fein säuberlich auf Bügeln hingen. Wo war sein neuer Pullover geblieben? Der schöne cremefarbene mit dem roten Balken auf dem Bauch. Er hing nicht bei den anderen. Das war seltsam, er war noch nie gewaschen worden.

„Vati? Wo ist dein neuer Pullover?“

Er reagierte nicht.

„Vati!“

Es war immer dasselbe. Wenn er vor dem Fernseher saß, hörte er nichts und niemanden.

Sie öffnete die Schranktür auf seiner Seite, hinter der sich die Fächer verbargen. Stapelweise lagen

dort schneeweiße Unterhosen und Unterhemden, rote Taschentücher und Socken, doch sein Pullover war nicht dabei. Sie schloss die Tür und legte sich ins Bett.

Marian hatte die Augen weit aufgerissen und redete schnell. Die alte Frau nahm ihre Füße vom Kissen. Mit den Zehen angelte sie nach ihren Pantoffeln, was nicht gelang. Es waren störrische Biester, die immer weiter nach hinten rutschten. Ihre Hände umklammerten die Stuhllehne, und sie schob sich zur Stuhlkante vor.

„Er ist über dem Meer.“ Marian stolperte über ihre Worte. „Der Kontakt zum Flugzeug ist abgebrochen.“

Die alte Frau presste ihre Nägel in das Holz der Lehne. Marians Mann war auf dem Weg nach Hause. Er hatte geschäftlich in Amerika zu tun gehabt. Jeden Tag hatten sie kurz miteinander telefoniert. Nicht lange, denn sonst war es zu teuer.

„Vor drei Stunden ist es passiert. In drei Stunden kann so viel geschehen.“

Die alte Frau hatte den Blick, den Marian jedes mal in den Augen hatte, wenn das Telefon klingelte, wiedererkannt. So schauen Menschen, wenn sie einander lieben, wenn sie zusammen sein wollen.

„Ich habe kein gutes Gefühl.“

„Genaues weiß man nicht, mach dir keine Sorgen“, sagte die blonde Freundin.

„Das viele Wasser. Heute morgen habe ich noch mit ihm gesprochen. Es kann nicht sein.“

„Beruhige dich, Marian“, sagte die blonde Freundin.

Die alte Frau seufzte. Es gab so viele Dinge, die schief gehen konnten. Sie sah die Niedergeschlagenheit in Marians Gesicht. Sie nahm ihren Kaffee und verrührte den Zucker. „Vati, dein Kaffee wird kalt.“ Sie dachte an jenen Winternachmittag zurück, vor fast fünfzig Jahren. Ihre Tochter war acht Jahre alt, sie ging Schlittschuh laufen, auf der Gracht um das Haus des Arztes. Es hatte stark gefroren, sogar das Wasserloch der Enten war zugefroren. Vati hatte die Geschichte so oft erzählt, dass sie sie auswendig konnte.

Den Laden hatte er damals noch nicht, er war noch Elektriker. Das Geschäft hatte er fünf Jahre später eröffnet. Er kam von einem Kunden. Den Werkzeugkoffer hatte er bei sich. Aus der Ferne hörte er Rufen. Vorsichtig, um nicht auszurutschen, rannte er los. Die Kälte stach in seinen Augen. Eine Gruppe von Kindern hatte sich auf dem Eis versammelt, einige weinten. Er trieb sie auseinander. Sie stoben beiseite wie Küken. „Ans Ufer!“ rief er. Im Eis war ein frisches Loch. Das Wasser leckte am brüchigen Rand. Gleich neben ihm bildete sich laut knallend ein Riss. Er erschrak und ging ein wenig zur Seite. Das Loch war schwarz und glänzend. Ein hellblauer Schal schimmerte durch das Eis. Er kannte dieses Hellblau. Alles geschah wie in Trance, alles, was er tat, ging schnell, ohne nachzudenken. Er schob den Ärmel hoch, hockte sich hin und steckte den Arm in die Gracht. Das Wasser war schneidend. Vom Ufer her schrieten die Kinder ihren Namen. Einen Moment lang hatte er das Gefühl, in Panik zu geraten. Sie riefen den Namen seiner Tochter. Unter dem Eis fühlte er nichts. Wieder riss das Eis mit einem Knall. Ihr Mädchen, ihr Kind. Er zog den Arm aus dem Wasser,

gefühllos vom Wind und von der Kälte. Die Kinder hörten nicht auf zu schreien. Er betrachtete das Loch. Am Rand der Wake waren kleine Federn festgefroren. Die flauschigen Enden bewegten sich im Wind. „Das sah ich, als ich wieder ins Wasser griff.“ Immer wieder hatte er das erzählt. Die Entenfedern im Eis. Dann fühlte er etwas, seine Fingerspitzen berührten etwas Rauhes. Er zog. Ein Zweig löste sich mit einem Ruck und machte neue Risse. Weil er mit sehr viel Kraft gezogen hatte, fiel er nach hinten. Es war hoffnungslos. Er krabbelte wieder zum Rand. Der Zweig hatte etwas losgerissen. Er sah eine Schuhsohle. Im eiskalten Wasser fühlte er ein Bein. Es bewegte sich, als er daran zog. Er sah das zweite Bein und packte auch das. Sich langsam nach hinten schiebend, zog er seine Tochter unter dem Eis hervor. Sie hatte blaue Lippen. Sie verströmte keine Wärme, nur Wasser floss von ihr herab. Er hielt den schlaffen Körper in den Armen. Von niemandem ließ er sich aufhalten. „Lasst mich durch, zur Seite, ich muss zum Doktor!“ Zu ihm hatte er sein tiefendes Kind hineingetragen. Gerade noch rechtzeitig, hatte der Doktor gesagt, gerade noch rechtzeitig.

Dafür war die alte Frau ihm immer dankbar geblieben. Das hätte ganz leicht anders enden können – ein rotglühender Schreck in ihrem Magen -, das wusste sie nur allzu gut. Wie immer sie auch für ihn kochte, wusch, wie gut sie auch das Haus in Ordnung hielt, nichts konnte jemals groß genug sein, dies aufzuwiegen.

Marian war wieder auf dem Bildschirm. Sie sah blass aus, und zugleich ruhig und würdevoll. Die blonde Freundin war immer noch bei ihr.

Ein Polizist stand im Zimmer.

Die alte Frau erschrak; das bedeutete nichts Gutes.

„Wir können nichts für Sie tun, es ist zu befürchten, dass er nicht mehr lebt“, sagte der Beamte.

Seltsam eigentlich, dass andere Menschen manchmal exakt diesselben Situationen erlebten, dachte die alte Frau.

„Wir melden uns wieder bei Ihnen, sobald wir mehr wissen“, sagte der Polizist. „Alles Gute.“ Und er verschwand.

Marian kam ganz nah, die alte Frau konnte sie einfach so berühren. Die Tränen hatten ihre Wimpern verklebt.

Die alte Frau sah Marians Trauer. „Der Mann sagt einfach was. Nichts kann es wirklich ausdrücken. Wörter sind Wörter, Marian.“

Sie kam noch näher. In ihren Augen bemerkte sie einen silbernen Glanz. Es musste nur eine Kleinigkeit passieren, dann würden die Tränen fallen. Sie blinzelte, Spuren liefen über ihre Wangen.

Irgendwo klorrte etwas. Die Tasse. Die alte Frau versuchte mit beiden Händen, die Tasse ruhig zu halten. Der Kaffee floss über ihr Kleid. Die braune Pfütze triefte auf ihren Schoß. Wieder suchte sie ihre Pantoffel. Das dauerte zu lange, dann also auf Strümpfen. Langsam richtete sie sich auf, die Küche war so weit entfernt. Der Kaffee tropfte vom Saum ihres Kleids. In der Küche schaltete sie das Licht an. Das beruhigte sie einigermaßen. Das Licht strahlte bis in die Ecken. Sie konnte von hier noch das blaue Flackern des Fernsehers auf dem Linoleum sehen. Mit dem Spüllappen reinigte sie ihr

Kleid. Gegen die Anrichte gelehnt. Hörte den Fernseher, etwas weniger laut, aber immer noch gut zu verstehen.

Die alte Frau zog die Schubladen auf seiner Seite der Reihe nach auf. Er bewahrte Dinge an den merkwürdigsten Stellen auf. Sie lag nicht in seiner Nachtkommode. Sie ging ins Wohnzimmer, schaute in die Spieleschublade. Bei den Bleistiften für Kreuzworträtsel, den Würfeln und den bunten Spielfiguren sah sie sie auch nicht. In seinem Angelkoffer: Köder, Leinen, Posen in unterschiedlicher Größe, aber keine Armbanduhr. Es passierte öfter, dass er sie nicht finden konnte. Er legte sie auf die Fensterbank, wenn er sich die Hände wusch. Mit dem Metallarmband parallel zum Rand. Oder sie lag auf dem Tisch, halb versteckt unter der Obstschale. Manchmal lag sie auch auf dem Spülkasten der Toilette. An all diesen Stellen hatte sie bereits gesucht. Sie schaute in die Krimskramsschublade des Schreibtisches. Münzen, Büroklammern, Kugelschreiber, eine Haarnadel, ein spröde gewordenes Blatt, das zerfiel, als sie es beiseite schob. Dort lag sie auch nicht. Sie suchte in den Küchenschubladen, im Eimer mit den Wäscheklammern, in der Kartoffelkiste, im Gemüsefach, im Brotkasten, bei den Staubtüchern, im Korb mit dem Schuhputzzeug. Sie suchte im Altpapier, zwischen ihrer Unterwäsche, sie öffnete sogar einen der Küchenwaagenkartons. Nichts.

Sie fand andere Dinge wieder, eine Haarspange mit einem Geflecht aus Gold, einen Manschettenknopf, einen Schuhkarton, in dem all seine Brillen lagen, und seine alten Hörgeräte. Eine Tüte mit Porreesamen, einen Teelöffel mit einem Wappen darauf. Sie schaute in ihr Schmuckkästchen. Kontrollierte alle Fächer, auch das Geheimfach. Plötzlich fiel es ihr wieder ein. War die Uhr nicht kaputt? Ja, sie lief nicht mehr. Sie saß auf dem Bettrand, die Hände regungslos im Schoß.

Sie machte die Bohnen fertig, vierhundert Gramm. Genau die richtige Menge für zwei Personen. Auf dem Schoß ein Geschirrtuch, auf dem Tisch der Kochtopf. Ihre Hände bewegten sich automatisch. Erst das spitze Ende abbrechen, dann den harten Faden abziehen. Der Abfall landete auf dem Geschirrtuch. Sie brach die Bohne entzwei und warf sie in den Topf.

Jahrelang hatte sie Bohnen aus ihrem Garten. Vati baute keilförmige Konstruktionen aus Bambusstöcken, an denen die Pflanzen hochranken konnten. Sie erntete die Bohnen. Bohnen sind reif im Oktober, oder früher, wenn man sehr junge lieber mag. Das hatte sie immer als Nachteil empfunden, dass alle Pflanzen einer Gemüsesorte gleichzeitig reif waren. Innerhalb weniger Tage mussten sie geerntet werden. Doch Vati aß so gern frisches Gemüse, und die meisten Sachen kann man ja auch einfrieren. Heute Abend gab es Bohnen mit Speck und Kartoffeln. Sie stand auf, ließ den Topf voll Wasser laufen und stellte ihn neben die Kartoffeln auf den Herd. Während sie kochten, nahm sie das Wachstuch für über die Tischdecke. An den Längsseiten des Tisches, einander gegenüber, zwei Teller. Sie goss gelben Pudding in Glasschüsselchen.

Hatte Vati gesagt, dass er Angeln gehen würde? Am Wasser vergaß er oft die Zeit. Sie tat sich schon mal auf. Das größere Stück Speck verwahrte sie für ihn, draußen in der frischen Luft bekam er immer

großen Hunger. Wo er nur blieb? Im Wohnzimmer rief der Kuckuck sechs Mal. Sie legte den Speckstreifen an den oberen Rand seines Tellers, rechts die Bohnen und links die Kartoffeln. Sie goss Soße über die Kartoffeln.

Den Griff des Kühlschranks putzen. Danach die Schrankgriffe und die Herdknöpfe. Es dauerte lange, bis er kam. Ohne Appetit begann sie zu essen. Das meiste schob sie von der einen zur anderen Seite. Zupfte mit den Fingern an der Schürzentasche. So saß sie noch, als der Kuckuck halb acht rief. Das Essen war kalt. Sein Teller unangerührt, die Reste auf ihrem Teller mit der Gabel zermantscht. Die Dunkelheit rückte vor. Manchmal geschah es, dass die Stunden einfach so an ihr vorüberzogen. Sie schob das Essen vom Teller in den Abfalleimer. Sein Essen stellte sie auf einen Topf mit Wasser, das sie zum Kochen brachte. Dann war es warm, wenn er kam. Danach machte sie in der Küche das Licht an.

Das Küchenlicht fiel durch die Türöffnung ins Wohnzimmer. Es reichte bis zum Schrank mit den gerahmten Fotos. Der Ton kam zuerst. Auf dem gewölbten Glas erschien langsam das Bild. Es dauerte einen Moment, bis es scharf war.

Hastig schaltete sie sich durch die Sender. Da war die Melodie. Bald darauf tauchte auch Marian auf. Die Füße auf dem weichen Kissen, die Pantoffel ordentlich nebeneinander unter dem Hocker und die Fernbedienung auf dem Schoß, betrachtete die alte Frau besorgt den Bildschirm. Ob es schon Neuigkeiten gab?

Marian war nichts anzumerken. Sie hielt sich tapfer. Es ist beruhigend für die anderen, wenn sie einem nichts ansehen. Wenn man tapfer war, mieden die anderen einen nicht. Marians Make-up war frisch, und die Haare hatte sie luftig am Hinterkopf zusammengesteckt. Die Nacht schien sie gut überstanden zu haben. Man sah das ganze Wohnzimmer. Die blonde Freundin war auch da, sie saß auf dem Sofa. Marian stand am Couchtisch und zupfte Flusen von ihrem Pullover.

„Es riecht nach ihm“, sagte sie.

Das Telefon klingelte. Marian nahm ab. Ihr Kopf füllte jetzt das gesamte Bild. Unglaube und Widerwille wechselten einander ab. Sie wiederholte die Worte vom anderen Ende der Leitung. „Kein Lebenszeichen ... über achtundvierzig Stunden vermisst ... aufgegeben.“ Marian legte auf. Langsam, während einer Stille, die Minuten zu wahren schien, sah man sie kleiner werden. Nun war wieder das ganze Zimmer sichtbar.

Im Hintergrund sah die alte Frau Marian weggehen, sie wurde wütend, auf einmal gab es kaum noch Worte.

Das Bild wechselte in ein anderes Wohnzimmer, zu anderen Menschen. In diesem Moment hörte die alte Frau einen Schlüssel im Haustürschloss. Unbewusst lächelte sie kurz, da kam er. Ob er etwas gefangen hatte? Nach all den Jahren verstand sie immer noch nicht, was am Angeln so schön war. Er konnte sich gleich an den Tisch setzen. Sein Essen war warm, es stand noch auf dem Topf. Sie hörte, wie er im Flur seine Tasche abstellte. Sie hörte, wie er seine Jacke aufhängte. Die Tür ging auf:

„Hallo, Mama.“

Erstaunt drehte sich die alte Frau um: „Ach, du bist das?“

„Ja, das hatten wir doch verabredet?“

„Du bist aber früh dran. Aber, wo du gerade da bist, hast du Vatis Uhr? Ich kann sie nirgends finden.“

„Sie läuft nicht mehr. Vati hat sie mir gegeben.“

Wusste ich's doch, dachte sie. Irgendwas war mit der Uhr, sie hatte sich nicht geirrt.

„Kalt draußen. Was schaust du? Die Lampe über dem Tisch ist kaputt.“ Ihre Tochter rieb sich die Hände.

„Ach, ihr Mann wird vermisst, sie hat es gerade erfahren. Er ist tot, glaube ich. Möchtest du einen Kaffee haben?“ Ohne auf Antwort zu warten, schlurfte die alte Frau in die Küche. Dort nahm sie das Tablett und stellte drei Untertassen und eine kleine Schale darauf. In einem der Schränke fand sie Plätzchen. Sie waren nicht alt, aber auch nicht mehr knusprig. Sie legte drei in das Schälchen. Während der Kaffee durchlief, schlurfte sie zwischen ihrer Tochter und der Anrichte hin und her. Das Kind trug lauter Dosen und ging raus und rein. „Wer hart arbeitet, bekommt auch Kaffee, sagt Vati immer.“ Ihr Tochter hörte es nicht. Die Kaffeemaschine hatte aufgehört zu blubbern. Die Küche war von Duft erfüllt. Sie goss die Tassen voll und stellte sie auf die Untertassen. Das Tablett war aus Silber, mit Griffen und gebogenen Füßen. Sie ging noch vorsichtiger als sonst, jetzt, da sie ihre Füße nicht sehen konnte.

Im Licht des Fernsehers stellte sie alles auf den Tisch. Sie schaltete die Stehlampe an und rief ihre Tochter.

Ihre Tochter setzte sich auf Vatis Stuhl. „Hhmm, herrlich, Mama, das kann ich jetzt gut gebrauchen.“

„Wofür sind all die Kartons?“

„Die Abstellkammer platzt aus allen Nähten. Jemand muss dort mal aufräumen.“

„Hauptsache, du lässt die Fernseher stehen; um die kümmert Vati sich. Und auch um die Staubsauger. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er dir seine Uhr gegeben hat. Er gibt nie etwas weg, was er noch brauchen kann.“

„Mama, sie ist kaputt. Sie läuft nicht mehr.“

Die alte Frau schwieg. Sie legte den Löffel neben die Tasse. „Jetzt habe ich das Ende verpasst.“

„Soll ich das Plätzchen noch essen, und du nimmst den Kaffee?“

„Nein, er kommt bestimmt gleich.“

„Ich glaube, du hast gekleckert. Da ist ein Fleck auf deinem Kleid.“

Ehe sie die Kleider auszog, schlug sie schon mal die Decke zurück. Dann sah es ein wenig einladender aus. Das Laken war immer so kalt. Sie knöpfte die Weste auf und hängte sie mit den Schultern über die Rückenlehne. Dann ihr Kleid. Das knisterte, das Futter blieb an ihren Beinen hängen, als sie es nach unten schob. Ob man das auch sehen konnte, fragte sie sich. Statische Ladung, das war doch etwas sehr Seltsames. Sie zog das Kleid wieder hoch und schaltete das Licht aus. Energisch schob sie

das Kleid wieder hinunter. Es funktionierte, dort, wo das Futter ihre Strumpfhose streifte, sah sie kleine Funken. „Schau mal, Vati, Feuerwerk!“

Im Dunkeln ertastete sie sich den Weg ins Bad. Ihr Nachthemd hing auf der Heizung. Die Baumwolle glitt an ihrem Körper entlang. Sie kämmte ihr Haar. Auch das war statisch geladen, es streckte sich in Richtung Kamm. Mit einem Waschlappen fuhr sie sich durchs Gesicht. Zuletzt füllte sie einen Becher mit lauwarmem Wasser. Dahinein tat sie eine Brausetablette aus einem Röhrchen, zusammen mit ihren Zähnen. Sie stellte es neben den Becher, in den er seine Zähne legte.

Die alte Frau schaltete den Fernseher an. Werbung. Sie ging im Zimmer umher, zum Schrank mit den Fotos. Sie berührte das Glas des Fotos, auf dem sie und Vati standen. Sie hatten es machen lassen, als sie ein Jahr verheiratet waren. Da hatte er noch all seine Haare. Seine Ohren waren noch nicht so riesig wie später. Er sah sie mit sanfter Glut in den Augen an. Sie war schwanger mit ihrem Sohn. Man konnte es an ihren vollen Wangen und ihrem glänzenden Haar deutlich sehen.

Von ihrem Sohn gab es keine Fotos. Daran hatte niemand gedacht. Es war schon so lange her, manchmal träumte sie, dass sie sich nicht mehr daran erinnern konnte. Nass vom kalten Schweiß erwachte sie dann.

Sie schaute auf die Kuckucksuhr, es war noch zu früh. Marian kam erst in zehn Minuten.

Der kleine, vollkommene Junge. Herrlich rosafarbene, kleine Fingernägel, zehn insgesamt, Flaum. Am ganzen Körper hatte er Flaum. Daran konnte sie sich noch genau erinnern. Als hätte er ein Fell. Die Geburt dauerte lange. Am Ende war sie nicht ganz bei Bewusstsein. Vati hatte ihr später erzählt, der Arzt habe das Kind an den Füßen herausgezogen. Alles geschah wie in Trance, man konnte hinterher nicht sagen, ob die Reihenfolge der Erinnerungen stimmte. Nachdem das Kind geboren war, spürte sie ein deutliches Verlangen. Sie wollte das Kind an sich drücken, es beschützen, es in den Schlaf wiegen. Sie wollte es unbedingt sehen. Die Krankenschwestern beruhigten sie. Ein wenig Geduld. Aber sie machte sich Sorgen. Sie wollte ihr Kind haben. Doch man gab es ihr nicht. Irgendwo kreischte eine Frau. Vati trat zu ihr ans Bett. „Wir haben einen Sohn.“ Sie bat ihn, das Kind zu holen. Es war ein Junge, hatte er gesagt, ein Sohn. Er ging wieder. Jemand breitete eine Decke über sie. Sie wollte keine Decke. Jemand fuhr sie auf den Gang. Sie rief nach ihrem Sohn. Vati war an ihrer Seite. Mal war er da, dann wieder nicht. „Der Arzt schaut kurz nach ihm.“

Das nächste, was sie deutlich vor Augen hatte, war der Arzt an ihrem Bett. „Ihr Kind ist gestorben.“ Der Mann, der vor ihr in die Höhe ragte, sagte es ganz ruhig. „Er atmete nicht und war ganz blau.“ Und nun stünden sie da mit leeren Händen. Mit einem leeren Bauch und leeren Händen.

Damals war es nicht so wie heute. Das Kind wurde abgeholt. Man bekam es nicht mehr zu sehen. Es kam in ein Grab beim Krankenhaus. Man tat gut daran, nicht zuviel darüber nachzudenken. Man konnte besser kein Wort darüber verlieren. Im Krieg passierten schlimmere Dinge.

Sie hatte den Arzt angefleht, ihren Sohn sehen zu dürfen. „Besser nicht.“ Der Arzt ging fort, und später kam eine Schwester, um ihre eine Spritze zu geben. Vati war der einzige, der sie verstand. Er

sah, was es für sie bedeutete. Er fühlte wie sie.

Wie er es geschafft hatte, wusste sie nicht, aber als Vati wiederkam, hatte er eine Decke dabei, in der ihr Sohn lag. Still betrachteten sie den Jungen. Er war hübsch. Gemeinsam, sie im Bett, er auf einem Stuhl daneben, und zwischen ihnen das Kind. Vati kümmerte sich darum, dass er beerdigt wurde. Eine richtige Beerdigung, ein normales Grab, einen Grabstein. Vati sorgte dafür, dass sie einen Ort hatte, an den sie gehen konnte. Erst später wurde ihr klar, wie außergewöhnlich das war. Erst sehr viel später. Oft gingen sie kurz zum Grab. Der Spaziergang war oft schon genug. Doch ab und zu, ganz selten nur, wünschte sie, sie hätte ein Foto.

Sie sah auf die Uhr, es war fast so weit. Ungeschickt, wie sie war, stieß sie sich schmerzhaft an der Ecke des Schrankes. Ein paar Fotos fielen um. Manche stießen dabei andere an. Sie versuchte, sie so schnell wie möglich wieder hinzustellen, doch es fielen noch ein paar um.

Die Anfangsmelodie setzte ein, Marian ging vorbei. Das beruhigte sie sofort. Dann war alles gut. Ihre Hände zitterten nicht mehr. Ruhig stellte sie alle Fotos an ihren Platz. „Hallo, Marian.“

Sie schlurfte zu ihrem Stuhl, zog das Fußbänkchen näher heran und schüttelte das Kissen auf. Die Pantoffel schob sie darunter. Behaglich legte sie die Beine hoch. Marian sah besser aus als gestern. Was ein Mensch nicht so alles ertragen kann. Das Telefon klingelte.

„Marian am Apparat ... Aber die Suche war doch eingestellt worden? ... Gestern sagten Sie noch ... Gefunden?“ Marian legte eine Hand auf den Hörer und flüsterte ihrer Freundin zu: „Man hat ihn gefunden.“ Sie fragte den Beamten: „Lebend?“

Plötzlich erschien ein anderes Zimmer. Was dort geschah, interessierte sie nicht. Hatte man ihn nun gefunden oder nicht? Sie schaukelte auf dem Stuhl hin und her und stand dann auf, um Kaffee zu machen. Sie stellte den Ton lauter, um auch ja nichts zu verpassen. In der Küche vollzog sie die ritualisierten Handlungen. Sie maß das Kaffeepulver ab, stellte zwei Tassen bereit. Schnell zurück. Genau rechtzeitig. Marians Gesicht verriet Angst und Glück, aber auch Wut. Ob er noch lebte?

Es klingelte. Die Frau drehte sich verwundert um. Vielleicht war das Vati. Warum nahm er nicht seinen Schlüssel? Erneut ging die Klingel. Mühsam stand sie auf und schlurfte zur Tür. Die Kette hing vor, darum. Sie öffnete die Tür, niemand war da. Erstaunt schaute sie um die Hausecke. Diese verdammten Lausebengel.

Marian hielt die Klinke noch in der Hand. „Du bist da.“ Erschüttert.

Möglicherweise war er ein wenig magerer, und unrasiert, aber er war es. Mitten im Zimmer. Marian flog ihm um den Hals. Im Hintergrund leise Musik.

Die alte Frau stand mitten in ihrem Zimmer. Tränen schossen ihr in die Augen. Freunden gönnt man ihr Glück. Es war unangenehm, dabei zuzusehen. Der Augenblick war so besonders, dass sie ihre Augen schließen wollte. Es war zu überwältigend. Ohne es zu merken, hatte sie ihre Arme um sich geschlungen. Er war doch nicht ertrunken.

Wieder klingelte es. Angespannt starrte die alte Frau auf den Fernseher. Sie sah niemanden reinkommen. Die blonde Freundin schluchzte die ganze Zeit und stupste fortwährend Leute an, die die

gute Nachricht noch nicht vernommen hatten. Manche lachten, andere wurden still. Man sah Marian von der Seite, ihre Nase im Grübchen seines Nackens, die Augen geschlossen, seine Arme um ihre Schultern. Sie lächelte und sagte nichts. Niemand kam rein, aber sie hörte den Schlüssel im Haustürschloss. Marians Mann war wieder da. Er küsste sie, flüsterte ihr zu, dass er sie vermisst habe, dass er sie liebe. Er hatte es geschafft. Über dem Ozean. Er war wieder zu Hause. So viel Wasser. All das Warten. Aber er war wieder da. Er schon.

Plötzlich hörte sie hinter sich: „Ganz schön kalt draußen. Was guckst du?“

„Er hat geklingelt, ich musste aufmachen. Ich hoffte, dass es Vati ist.“

Hinter ihr wurde etwas gegen die Heizung gestellt.

„Hallo, Mama. Warum stehst du mitten im Zimmer?“

„Er ist wieder da. Ich habe aufgemacht.“

„Wie oft habe ich dir nicht gesagt, du musst die Kette vorlegen, Mama. Heutzutage kann man keinem mehr trauen.“

„Marian.“

„Jetzt setz dich erst mal gemütlich hin. Was hast du geguckt? Ich mach inzwischen Kaffee. Es geht nichts über Kaffee, sagte Vati immer.“

„Marian.“ Endlich. Es herrschte Betriebsamkeit im Haus, man ging hin und her, sie hörte sie im Wandschrank. Alles war gut. Er war nicht ertrunken. Sie hatte keine Plätzchen mehr. „Die Plätzchen sind alle“, rief sie in die Küche. „Marian! Die Plätzchen sind alle. Meine Tochter hat sie aufgegessen.“ Der Duft von Kaffee drang ins Zimmer. Doch es roch anders als sonst. So roch Kaffee, der zu heiß geworden war. Verbrannter Kaffee. „Marian!“

„Die Kanne stand nicht drunter. Die Anrichte war regelrecht geflutet. Ich habe neuen Kaffee gemacht.“

„Bin ich froh, dass du da bist, Marian. Ich hatte nicht mit dir gerechnet.“

„Ich hab doch gestern gesagt, dass ich komme.“

„Alle haben es gehofft. Alles war ungewiss. Möchtest du Kaffee?“

„Die Abstellkammer ist noch längst nicht leer.“

„Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich Plätzchen gekauft.“

„Mama, nun setz dich doch mal hin. Wir trinken erst Kaffee.“

„Wer hart arbeitet, bekommt auch Kaffee, sagte Vati immer.“

„Ich habe neue Kartons mitgebracht. Das bringen wir alles zum Flohmarkt.“

„Du hast seine Uhr an. Woher hast du die?“

„Geschenkt. Das hast du mich gestern auch schon gefragt.“

„Sie steht. Ich wusste, dass damit etwas nicht stimmte. Kennst du ihn denn, Marian? Kennst du meinen Mann? Warst du in der Gegend, dass du einfach vorbeikommst? Sie geht nicht mehr, vielleicht kann sie noch repariert werden. Prima, was, dass er nicht ins Wasser gestürzt ist. Er stand vor der Tür. Du hast aufgemacht, dass habe ich gesehen.“

Marian stand auf und ging in die Küche.

„Vielleicht findet sich ja in einem der Schränke noch etwas Leckeres!“ Die alte Frau stand auf. Es ist gut, dass Marian etwas Leckeres aus der Küche holt, dachte sie. Wenn er nachher kam, war ihm bestimmt kalt. Dann brauchte er einen Pullover. Seinen Lieblingspullover. Sie ging zum Schlafzimmerschrank und öffnete seinen Teil. Alles war weg. Bis auf seine Socken und seine Taschentücher. Auch die Kleiderstange war leer. Dort hing nur noch ein Hemd. Wie war das möglich? Wo war sein guter Pullover, der cremefarbene mit dem roten Balken? Wer hatte den Schrank ausgeräumt? Darin hing nur noch eine alte Weste. Die zog sie an. Unten im Schrank standen lediglich noch seine Schuhe. Seine braunen Budapester mit Schnürsenkeln. Sie nahm sie. Wischte den Staub ab. Polierte liebkosend die Spitze. Sie zog die Pantoffel aus und schlüpfte in seine Schuhe. Sie konnte den Kaffee riechen. Wie herrlich Kaffee doch roch. Es roch nach zwei Personen. Der Duft von Kaffee war immer der von zwei Personen.

Die Schuhe waren kalt an ihren Füßen. Sie konnte fühlen, dass sie eine Weile nicht benutzt worden waren. Die Schuhe erinnerten sie an ihn. Die Schuhspitze knickte, als steckten seine Füße darin. Sie ging zurück zu ihrem Sessel zurück. Marian durfte in seinem sitzen. Ganz ausnahmsweise. Auch der Sessel erinnerte sie an ihn. Er war schwerer und saß weniger ruhig. Die Sitzfläche war stärker verschlissen als die ihres Sessels.

Einmal hatte sie es ausprobiert, ganz kurz und nur auf der Kante seines Sessels. Das Zimmer sah sehr seltsam aus. Die vertrauten Gegenstände standen leicht gedreht. Von dort war alles irgendwie anders. Der Tisch stand im Verhältnis zur Pflanze in der anderen Ecke. Von seinem Platz aus war sogar der Fernseher nicht derselbe. Der Abspann lief. Langsam glitten die Namen vorüber. Sie nahm die Fernbedienung und schaltet den Fernseher aus. In der Mitte des Bildschirms erschien ein weißer Punkt, der zwei Sekundenlang sichtbar blieb. Dann war alles schwarz. Marian machte Dinge deutlich. Das hatte sie immer schon getan.

Marian hatte das Tablett mit den krummen Füßen in den Händen. Die alte Frau beobachtete jede Bewegung, mit der ihr Kaffee serviert wurde. Sie rührte im Kaffee. Neben ihr tat Marian dasselbe. Das vertraute Geräusch von Löffeln in Kaffeetassen. Das singende Geräusch. Die Abwesenheit seines Geräuschs, dachte die alte Frau. Wenn ich Kaffee trinke, erwarten ich noch immer das Geräusch seines Löffelchens. Etwas, das so lange Jahre *ein* Geräusch war, kann nicht auf einmal ein halbes Geräusch werden. Das weiß ich schon lange. Das ist viel größer als Stille.

Marian kniete vor ihr. Neben ihr stand ein Umzugskarton. Unten drin lag seine Angelmütze, auf seiner Unterwäsche.

„Wie kommt die dahin?“

Marian schüttelte den Kopf, sie antwortete nicht. Stattdessen hob sie die Füße der alten Frau der Reihe nach hoch und legte die Schuhe in den Karton. Die alte Frau ließ es geschehen. Sie nahm ihre Tasse und rührte den Zucker in den Kaffee. Neben ihr lag die Fernbedienung. Als Marian die Jacke haben wollte, sträubte sie sich. Sie presste die Arme fest an ihren Körper. Marian sagte „Mama“ zu ihr und

ging weinend in die Küche.

Sie rührte weiter. Er kam nicht wieder. In der Küche Geräusche und Gerumpel. Wenn sie bloß nicht alles durcheinander warf. Wo war er überhaupt?

Sie setzte sich in seinen Sessel. Sie hielt sich den Ärmel seiner Jacke unter die Nase. Roch sie noch nach ihm? Draußen ging der Tag in die Nacht über. Die Straßenlaterne begann vorsichtig zu leuchten. Es dauerte immer eine Weile, bis sie ganz hell war. Sie streichelte die weiche Wolle seiner Jacke. Den Kopf erhoben. Aus ihren Augen tropften Tränen. Sie hinterließen nasse Spuren in ihrem Gesicht. An ihrem Kinn blieben sie hängen, sammelten sich und fielen dann. Die Schatten hinter den Bilderrahmen wurden länger und länger. Ihre Tochter ging ins Schlafzimmer. Sie hörte, wie sie den Schrank öffnete. Er hätte die Birne über dem Tisch austauschen müssen.

Flügeltheorie

Sie tun es für dich. Tatsächlich tun sie das, was sie am besten können, für dich. Darum sorg ich dafür, dass es ihnen an nichts fehlt. Jeden Tag lasse ich sie fliegen, und sie kommen freiwillig zurück. Jeden Tag kratze ich ihren Schlag sauber, gebe ihnen zu fressen. Und einmal pro Woche dürfen sie ein Salzwasserbad nehmen. Sie brauchen Salz.

Ich bin als Kind angesteckt worden. Wir machen das zusammen, mein Vater und ich. Es ist Liebe auf Wettkampfniveau. Im Laufe der Jahre sind wir immer besser geworden. Zur Zeit sind wir Langstreckenmeister, die Große Langstrecke. Wir sind gut auf Barcelona, ein internationaler Übernachtungsflug von über tausend Kilometer. Darum kommt es drauf an, dass wir das Team stark halten. Man muß Junge aus den letzten Nestern der Flugsaison haben. Wenn die Kreuzung zwischen Täuberich und Täubin sich bewährt hat.

„Vergiss nie, dass Sieger mit Siegern gepaart, Sieger hervorbringen“, sagt mein Vater, als wir aus dem Auto steigen. Wir kaufen heute Verstärkung in Belgien. Hier gibt es die besten Tauben. Ich hole den Korb hinten aus dem Auto. Der Mann kommt, und wir gehen sogleich nach hinten.

Er hat drei große Schläge, einen für die Jungtauben, einen Flugschlag und einen Brutschlag. Sie stehen mit der Rückwand nach Norden, um den kalten Wind abzuhalten, und auf hohen Pfosten, so dass sie immer gut belüftet und trocken sind. Ich schätze, er hat etwa hundert Vögel. Wir selbst haben auch drei Schläge, einen für die Tauben, die jünger als ein Jahr sind, einen zum Brüten und einen extra Schlag für die Asse.

„Sie sind auf der Suche nach einen guten Tier?“ fragt er.

Wir nicken.

„Womit kann ich dienen?“

Mein Vater deutet auf eine Taube.

„Das ist eine von Rote Gloria“, sagt der Mann, „eine Tochter.“

Rote Gloria hat in den neunziger Jahren alles gewonnen, was es zu gewinnen gab. Mein Vater nickt prüfend.

„Ich halte Rote Gloria zur Zeit im Zuchtschlag. Schauen Sie mal, was sie Schönes hervorbringt.“ Der Mann öffnet die Tür und schiebt seine Hand unter ein graublaues Täubchen.

„Das sind schöne Täubchen“, sagt mein Vater, als der Mann ihm das Tier reicht. Es schaut mit klarem Auge in die Welt und hat ein elegantes Köpfchen. Bedächtig spreizt mein Vater die Flügel der Täubin. An den Federn kann man viel erkennen. Starke, gerade Federn. Sie hat einen weichen Flaum. Wenig Stress, gut gefressen.

„Das ist was Besonderes“, sagt der Mann, „eine Investition.“

„Die nehme ich“, sagt mein Vater. Mit einer Kopfbewegung signalisiert er mir, ihm den Korb zu

reichen. Er deutet auf eine weitere Taube, die aus dem Schlag geholt wird.

Nachdem wir uns eine Weile unterhalten haben, sitzen fünf junge Tauben im Korb.

„War's das?“

Ich weiß, dass wir nicht die ganze Strecke für fünf Tauben gefahren sind. Mein Vater richtet seinen Blick auf den Korb, betrachtet den schönen Beginn der kommenden Saison. Dann sagt er: „Enkel Blasser Tiger.“

„Nein“, sagt der Mann, „der ist unverkäuflich.“

„Ist er im Schlag?“

„Nebenan. Aber er ist unverkäuflich.“

„Schlagtreue, Reviertreue und Fortpflanzungstrieb sind die natürliche Motivation“, sagt mein Vater, während er zum Zuchtschlag geht.

„So ist es“, sagte der Mann.

Als mein Vater sich zum Drahtgitter hinunterbeugt, kommt der Mann eilig angerannt. Jede ungewohnte Aktivität macht eine Taube nervös. Ich folge ihm, den Korb in meinen Armen. Enkel Blasser Tiger erkennt den Mann und fliegt sofort ans Gitter. Ein prächtiges Tier, dafür muss man kein Kenner sein.

„Reist er noch?“

Jetzt beginnt das Spiel. Natürlich wissen wir, dass er noch reist.

„In diesem Jahr zum sechsten Mal Meister.“ Der Mann schaut zu Boden, während er das sagt, als schämte er sich für seinen Erfolg. Zugleich hört man aber auch Stolz heraus.

Ich weiß, was mein Vater will. Er schaut den Mann unverwandt an. Ich weiß, dass wir noch nicht nach Hause fahren.

„Darf ich ihn kurz in die Hand nehmen?“

„Lieber nicht.“

Zu hastig. Ich höre die Hast in seiner Stimme.

„Nur vergleichen“, sagt mein Vater.

„Sie haben bereits ein Junges von Enkel Blasser Tiger.“

„Geben Sie ihn mir kurz in die Hand, damit ich fühlen kann, wie seine Jungen werden.“

„Die Tochter, die sie haben, ist auch sehr schön“, sagt der Mann dann, „höchstwahrscheinlich ein Meister.“

Es geht um das „höchstwahrscheinlich“; mein Vater will Gewissheit. Er schaut den Mann immer noch an, schweigend.

Der Mann schaut taxierend zurück. „Unverkäuflich“, sagt er und öffnet den Schlag. „Sie wissen Bescheid. Zu manchen Tieren hat man eine Beziehung, wie zu einem Menschen. Man versteht sie. Enkel Blasser Tiger habe ich seit sieben Jahren, und er hat mich nie enttäuscht.“ Vorsichtig schließen sich seine Hände um den Täuberich. Der pickt gegen einen Knopf an seinem Hemd.

Mein Vater atmet eine winzige Kleinigkeit schneller. Er nimmt Enkel Blasser Tiger in die Hand, die

Augen des Tiers sind wie glühende Karfunkel.

„Diese Taube liebe ich mehr als meine Frau“, sagt der Mann.

Ich spüre, wie etwas in meinem Kopf heruntergelassen wird. So etwas darf man zu meinem Vater nie sagen. Der Kopf von Enkel Blasser Tiger ragt aus seiner Faust. Seine Fingerspitzen übernehmen jetzt die Arbeit. Fachmännisch ertastet er, wie gesund das Tier ist. Er zählt seine Qualitäten auf. „Ein kräftiges Skelett. Die Schlüsselbeine sind ordentlich verwachsen. Der Rücken ist flach im Verhältnis zum Körper.“

Ich überlege, zum anderen Schlag zurückzugehen, damit ich es nicht mitansehen muss.

Die Taube gurrts kurz.

Mein Vater fährt fort: „Lange, geschmeidige Muskeln.“

„Als er jung war, da war unsere Beziehung ungestümer“, sagte der Mann, „derber, sozusagen. Wenn er von einem Flug nach Hause kam, konnte es passieren, dass er auf mir landete.“

Mein Vater spreizte den Flügel von Enkel Blasser Tiger. „Die letzten Schlagfedern messerförmig. Wuchsstreifen auf der zweiten Schlagfeder. Hatte einen schweren Flug im Juni.“ Trotzdem hat er alles gewonnen.

Der Mann ist der Ansicht, das Ganze dauert lange genug. Er streckt seine Hände in Richtung meines Vaters. Der dreht sich um und hebt dabei Enkel Blasser Tiger in die Höhe, um ihm in die Augen zu sehen.

„Fünfzehntausend.“

Der Mann sieht meinen Vater an.

„Ich biete fünfzehntausend.“

„Er ist unverkäuflich.“

„Zwanzigtausend.“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Ich gebe Ihnen fünftausend für die Jungen und fünfundzwanzigtausend für diesen, und dann ist die Sache erledigt.“ Mein Vater nimmt Enkel Blasser Tiger nun in eine Hand, und mit der anderen holt er einen Stapel Scheine aus seiner Innentasche. Für mich der Moment, den Korb zu nehmen.

„Hier, nehmen Sie.“ Er wedelt mit dem Geld vor dem Mann hin und her.

„Unverkäuflich“, sagt der Mann, und greift dabei nach der Taube. Mein Vater wedelt weiter mit dem Geld, bis der Mann zehn Scheine aus dem Bündel zieht, als seien es Spielkarten bei einem Zaubertrick.

„Und nun gib mir Tigerchen“, sagt der Mann.

Ich gehe schon mal in Richtung Auto. Mein Vater tut es bestimmt, die Frage ist nur, wie.

Ich höre den Täuberich gurren. Ich sehe noch, wie mein Vater die Taube zurückgibt und der Mann sich über Enkel Blasser Tiger beugt. Dann schreit der Mann. Er achtet nicht mehr auf meinen Vater, der schnelleren Schrittes zum Auto marschiert. Sowohl die Taube als auch der Mann schreien jetzt.

„Hier können wir uns auch nicht mehr blicken lassen“, sage ich.

„Ist er selber schuld.“

„Was hast du getan?“

„Ein Bein. Nur ein Bein.“

Mein Vater sagt, ich sei immer schon ein Weichei gewesen. Du hast zu viel Phantasie, sagt er dann. Dass ich schon in Tränen ausbrechen würde, wenn eine Amsel gegen die Fensterscheibe fliegt und sich das Genick bricht. Früher hat er mir nie erzählt, was er mit ihnen machte. Sie verschwanden einfach. Wenn sie ausgebrannt sind, sind sie im Prinzip nutzlos geworden. Sport ist hart, es gibt nur Gewinner und Verlierer. Früher brachte man sie zum Geflügelhändler. Wo ist der Unterschied?

Die Flugsaison geht zuende. Dies ist die letzte Reise. Wir führen, aber van Velzen liegt knapp hinter uns. Vor dem Wettkampf geht man zum Vereinsheim und nach dem Wettkampf auch. Ich habe einen Korb voll mitgenommen. Die Tauben der Vereinsmitglieder werden von einem Lastwagen abgeholt, der sie nach Spanien bringt. Heute Abend werden sie für den letzten Barcelona der Saison aufgelassen. Wenn sie aus dem Korb sind, fängt die Zeit an zu laufen. Wenn sie wieder im Schlag sind, wird die Ankunftszeit registriert. Die Zeiten werden in Metern pro Minute berechnet.

Den kleinen Computer auf der Schwelle zum Schlag muss man beim Verein auslesen lassen. Insgesamt fliegen zwanzig Tauben von uns mit. Es sind auch ein paar teure dabei. Ich korbe sie selbst ein. Wenn du willst, dass sie etwas für dich tun, musst du bedenken, dass zu viel Spannung schlecht ist. Bevor ich sie in den Korb setze, habe ich die Paare noch kurz zusammengesetzt. Dann fliegen sie schneller nach Hause. In dieser Hinsicht sind sie wie Menschen. Im Vereinsheim herrscht interessiertens Gedränge. Alle wollen den letzten Flug noch mitnehmen.

Es wird kaum geredet, sogar die Tauben verhalten sich ruhig. Wir warten auf den Lastwagen und nutzen die Zeit, um auszulosen, wer seine Tauben als erster aufladen darf. Manche von uns glauben, dass es auf den richtigen Platz im Laster ankommt. „Oben rein“, sagt van Velzen, „dann ist man gleich in der Luft, und jeder Meter zählt.“ Tonnis schwört auf die unterste Reihe, weil warme Luft aufsteigt und seine Tauben empfindlich auf die Wärme der anderen reagieren.

„Das Erfolgsrezept ist nicht der Platz im Laster“, sagt mein Vater. „Wenn man der beste ist, gewinnt man.“

Wir ziehen ein gutes Los, und ich darf als erster. Ich stelle die Tauben an den von van Velzen bevorzugten Platz. Wenn alle ihre Tauben eingeladen haben, fährt der Laster weiter zu den anderen Taubenzüchternvereinen in der Gegend. Anschließend macht er sich auf die Reise zu einem Parkplatz bei Barcelona. Das Warten beginnt.

Wenn sie sich erwiesen haben, bringen wir sie zum Schuppen. Ich stelle den Korb auf die Werkbank, während mein Vater die grüne Tonne heranrollt. Er nimmt die Rosenschere aus dem Regal an der Wand. Man könnte zwar allerlei Einwände vorbringen, aber mit der Rosenschere geht es sehr schnell. Manchmal scheinen sie eine Ahnung zu haben und flattern panisch im Korb umher. Sorry, sage ich

dann, weil ich weiß, wie schlecht Stress für eine Taube ist.

Ich greife blind in den Korb. Es ist King, und King ist immer schon ein Zappler gewesen. Er hat noch nie ruhig in der Hand gesessen. Ich halte ihn fest, diesen warmen Körper mit dem rasendschnell klopfenden Herzen. Der Kopf schaut oben heraus, die Füße ragen zwischen meinen Fingern hindurch. Mein Vater hält seinen Schnabel zwischen Daumen und Zeigefinger und zieht den Hals lang. Ich danke King für die erwiesenen Dienste. Mein Vater schnaubt kurz und sagt: „Sie spüren nichts davon.“ Er schneidet mit einer Bewegung.

Schnapp.

Ich wende den Kopf ab und höre nur, wie der Kopf auf den Gartenabfällen landet. Manchmal bin ich zu langsam. Dann sehe ich, wie der Körper noch einen Moment lebt, ohne Kopf. Das sind die Nervenenden, die noch Informationen senden. Das ändert sich überraschend schnell. Wie schwer sie werden, wenn sie ganz tot sind, schockiert mich immer wieder.

Die nächste ist dran. Es ist Prima Donna, Tochter von Perpignan. Sie macht keinen Mucks, sie ist an mich gewöhnt. Ich wollte sie zur Stammutter machen, sie ist bei uns geboren und hat oft für uns gewonnen, aber mein Vater hat andere Pläne. Er hält ihren Schnabel fest, und ich wende mich ab. Ich werfe den Rest in die Tonne, bedecke alles mit Blättern und mache den Deckel zu.

Er meint, ich müsse das auch lernen. Dass es dazugehöre, ein Teil des Sports sei. Er weist mich darauf hin, dass er nicht sein Leben lang die Drecksarbeit für mich machen werde. Was täte ich denn, wenn er einmal nicht mehr sei? Zöge ich dann in den Schuppen, und die Tauben wohnten im Haus?

Donnerstagmittag zum Vereinsheim, Samstagmittag wieder zu Hause. Mein Vater und ich warten hinten im Garten. Es hängt davon ab, wie stark der Wind war und aus welcher Richtung er wehte. So, wie die Bedingungen heute sind, erwarten wir die erste in einer Viertelstunde.

Wir hatten Jahre, da flogen sie sich selbst zu Schanden. Buchstäblich. Es gibt jedes Jahr ein Paar, die sich unterwegs ein Bein brechen, oder Schlimmeres, aber die meine ich nicht. Nein, wirklich zu Schanden. Unsere besten Tauben wollten unbedingt, dass sie sich ihre Flügel dabei brachen. Das berührt einen, sie kehren deinetwegen heim. Das ist bitter. Dann sind wir dazu übergegangen, anders zu füttern. Sie trinken jetzt nur noch Zwiebelwasser. Man versucht irgendwie ein Gleichgewicht zu finden. In den letzten Jahren lief es besser. Don Mitchel zum Beispiel und Tochter von King sind jedesmal unter den Ersten.

Wir lehnen am Schuppen und warten. Die Hände über den Augen, in den Himmel spähend. Es ist immer ein wunderbarer Anblick, wenn sie heimkehren, aber noch sehen wir nichts. Auf die letzten Minuten kommt es an. Wenn wir gewinnen, bekommen wir ein Foto der Taube, von einem professionellen Fotografen gemacht. In unserem Wohnzimmer hängt eine regelrechte Galerie. Das Preisgeld ist auch nicht zu verachten, und natürlich steigen unsere Tauben im Wert. Das Geld brauchen wir für einen neuen Schlag. Der Sport muss sich selbst finanzieren. Ich bin nervös.

„Stell dich nicht an“, sagt mein Vater.

Ich starre schon so lange in die Höhe, dass ich bei allem möglichen denke, sie seien es: ein Schwarm Spatzen, Möwen und sogar Blätter vom Baum. Wenn es noch lange dauert, sehe ich Punkte am Himmel, wo keine sind. Mein Vater stößt mich an. „Da, da sind sie, schau, dort.“

„Teufel“, sage ich, „du hast recht.“ Der ganze Schwarm auf einmal.

Er schaut auf die Uhr. „Das wird spannend.“

Tochter von King fliegt vorneweg. Ein schöner Anblick. Und tatsächlich, Don Mitchel und Zidane sind gleich hinter ihr. Mein Vater trommelt leise mit den Fingerspitzen gegen die Schuppenwand.

Sie fliegen geradewegs auf den Schlag zu. Gleich sind sie da.

Dann passiert's.

Tochter von King sieht den Schlag, alles ist bereit, das Brett liegt davor, es sind nur noch ein paar Meter.

Und sie fliegt daran vorbei.

Sie kommt geradewegs auf uns zu.

„Ist sie total verrückt geworden?“ zischt mein Vater durch die Zähne hindurch.

Er zeigt auf den Schlag und schreit: „Dahinein!“

Aber es nützt nichts. Ich bin das Vertrauteste, das sie kennen. Tochter von King setzt sich auf meinen Kopf. Don Mitchel und Zidane, die gleich hinter ihr sind, versuchen dasselbe, landen aber im Gras. Mein Vater wird puterrot und schlägt die Täubin von meinem Kopf. Auch sie fällt ins Gras. Bei langen Reisen geht es um Sekunden.

„Vielleicht ist van Velzen ja schlecht geflogen“, sage ich leise.

Die Zeiten müssen wir im Vereinsheim nicht auslesen lassen.

„Alles umsonst!“

Es hat keinen Sinn mehr.

Ich weiß schon jetzt, dass ich nachher meinem Vater helfen muss. Das bedeutet, von vorn anfangen. Ganz von vorn, in der nächsten Saison.

Schuppig

Der roten Linie folgen, hatten sie gesagt. Die Linie führte durch einen Gang, ging vom cremefarbenen Linoleum des Bodens auf die weiße Wand des Treppenhauses über. Es kam Mark Sikkerman so vor, als wäre die Linie dort dicker, so wie die Linien auf dem Asphalt, die man spürt, wenn man mit dem Fahrrad darüber fährt. Um ganz sicher zu gehen, müßte er kurz mit der Zunge an der Mauer lecken. Die Zunge ist ein sehr viel empfindlicheres Tastorgan als die Hand. Der einzige Grund, dies nicht zu tun, waren die Bakterien. Alles war voller Bakterien.

Oben an der Treppe ließ die Linie sich mit einem sanften Bogen wieder auf den Fußboden sinken. Je weiter er den Flur entlangging, um so mehr Linien gesellten sich dazu. Erst eine blaue. Beim nächsten Quergang kam noch eine gelbe und eine grüne hinzu. Sie verliefen parallel. Hinter ihm erklang ein dumpfes Schlurfen, es erfüllte den Gang und kam rasch näher. Erschreckt hielt Mark an und trat einen Schritt zur Seite, um eine hastende Gestalt vorbeizulassen. Ein weißer Kittel mit leise quietschenden Korksohlen wehte vorüber. Seine eigenen Schritte machten das Geräusch eines Menschen, der hier nicht hingehört.

Die rote Linie beschrieb einen rechtwinkligen Bogen über die drei anderen hinweg. Er folgte ihr um die Kurve. Dieser Gang war schmaler. Auf halbem Weg stand ein Paar goldfarbene Sneakers mit lila Streifen auf der Linie. Einen Moment lang war er verwirrt, bis er sah, dass die Linie an der Fußleiste aufhörte. Der Gang endete hier.

Es gab dort einen Schalter mit einer Glasscheibe, hinter der sich eine Frau befand. Die Sneakers gehörten einem Mädchen, das mit der Frau sprach. Er stellte sich hinter dem Mädchen an, bis er an der Reihe war.

Schöne Waden, dachte er. Ein schmaler Rand Rock schaute unter dem schwarzen Mantel mit Gürtel hervor. Und auch eine schöne Taille, dachte er, und er wollte seine Hände darumlegen, um zu schauen, ob sie passten. Das Mädchen beugte sich zum Fenster vor und wiederholte etwas, das er auch beim zweiten Mal nicht verstand. Die Frau hinter der Scheibe zog ihre Strickjacke gerade und zupfte eine Fluse vom Stoff. Das Mädchen war fertig, und als es wegging, bemerkte er ein riesiges Feuermal an ihrem Ohr.

An der Glasscheibe hing ein Schild, Abteilung Dermatologie. In viel kleineren Buchstaben stand darunter: und Geschlechtskrankheiten. Es war warm. Er öffnete den Reißverschluss seiner Jacke.

Die Frau sah ihn an: „Hautleiden oder Geschlechtskrankheiten?“

Waren manche Geschlechtskrankheiten nicht Hautleiden? fragte er sich. „Ich habe einen Infekt“, sagte er, „glaube ich.“

„Geschlechtskrankheiten“, sagte sie und kramte unter dem Schalter herum.

„Möglicherweise nicht dort“, sagte er und zeigte dabei nach unten.

Sie bemerkte es nicht.

„Es ist eine Reaktion“, sagte er. „Auf etwas.“

„Genau“, sagte sie. Eine Schublade wurde unter dem Fenster hindurch in seine Richtung geschoben. Darin lagen ein Plastikbecher und ein grüner Deckel. Mit einer Kopfbewegung schickte sie ihn nach links den Gang entlang. „Am Ende des Flurs können sie Platz nehmen.“

Er drehte den Deckel auf den Becher. „Welche Linie?“

Sie hatte sich bereits umgedreht.

Links und rechts eine Reihe von Türen. Er zögerte. Das Mädchen überholte ihn. Wie war das möglich, es war doch vor ihm gewesen? Leichtfüßig wie ein Reh ging es an ihm vorbei, und die automatische Tür öffnete sich vor ihm. In der kurzen Zeit, bevor sich die Tür schloss, sah er eine Stuhlreihe entlang der Wand.

Nun denn, in Gottes Namen, dachte er und ging auch hinein. Die Langeweile der Wartenden richtete sich auf ihn. Er wollte die Zunge rausstrecken, einfach so. Er erkannte ihre Schuhe. Und weil dies das einzige war, ließ er sich neben sie auf einen Stuhl fallen. Auf seiner anderen Seite saß eine blonde Frau mit Ausschlag, die sogleich zu reden begann: „Ich sitze hier schon seit einer Stunde, es geht nicht voran.“ Sie hatte ein rotes Gesicht. „Außer Dermatologie. Die kommen später und gehen früher.“

Er nickte höflich.

Die Tür öffnete sich. Niemand. Auf dem Gang schwebte eine Krankenschwester von links nach rechts. Die Wände des Wartezimmers hingen voller Poster. Ein vergrößerter Ellenbogen mit Schorf und Nässe. Daneben ein riesiges Auge. Das Lid geschwollen und von grober Struktur. Was summt der Kaffeeautomat störend. Manche Wartenden hielten ein Kärtchen in einer Plastikhülle in der Hand. Er war der einzige mit einem Becher. Warum? Über die Harnleiter werden Abfallstoffe ausgeschieden, dachte er, aber es gibt genug Bakterien, die einfach so in den Körper eindringen. Davon bekam man Infektionen. Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her.

„Juckt's dich?“

Das kam von rechts. Ihre Schuhspitzen wippten bei dieser Frage. Ihre Knie waren nackt. Über ihre Frechheit verdutzt, sagte er: „Nein.“

„Ausschlag? Rötung? Quaddeln?“

„Nein!“

„Was denn?“

Er schwieg und biss sich auf die Lippe. Mindestens zwei Krankheiten, dachte er, wenn es nicht mehr sind. Bakterien treten nie allein auf.

Ihm gegenüber saß ein Mann, dessen schütteres Haar kranzförmig um seinen Kopf lag. Auf seinem Schädel klebten zwei weißlich Schuppen. Erneut wurde die Tür geöffnet, und Zugluft drang in den Raum. Dieselbe Schwester, wieder von links nach rechts. Auf dem Gang leiser werdende Schritte. Die Flocken auf dem Kopf des Mannes taumelten zu Boden. Ihn überkam der unbezwingbare Drang, sich

zu kratzen. Er gab ihm nach und tat anschließend so, als schaute er auf seine Uhr.

„Hab ich doch gesagt“, meinte die blonde Frau. „Es dauert und dauert.“

Inzwischen hatte er alle Stühle im Wartezimmer gezählt..

„Ein Pilz vielleicht? Ekzem? Hautmaulwurf? Krätze?“ fragte das Mädchen. Es trug ein weißes Shirt mit roten, kitzeligen Streifen.

Die Frau sagte, sie habe Lust auf einen Kaffee, habe aber kein Geld dabei. Das Mädchen reichte ihr, an ihm vorüber, eine Fünfzig-Cent-Münze. Mark sah, wie schön die Innenseite des Ellenbogens war. Ehe er wusste, was er tat, leckte er vorsichtig die Haut des Mädchens. Ganz kurz nur, gleichsam zwischendurch. Er erschrak über sich selbst und lächelte nervös, doch die Haut war unendlich sanft und schmeckte salzig.

„Was soll das?“ fragte es ihn. Das Feuermal des Mädchens färbte sich minimal dunkler. Ehe er antworten konnte, wurde es aufgerufen.

„Danach bin ich dran“, sagte die Frau.

Er schaute zur Tür, hinter der das Mädchen verschwand, und lächelte. Er zählte noch einmal die Stühle in der Reihe, vierzehn.

Vierzehn Infektionen, oder mehr.